

Scharfe Sätze

In einer fünften Klasse hatte ich einmal einen Jungen mit der Diagnose Asperger-Syndrom. Ihm war ein Inklusionshelfer an die Seite gestellt worden, der sich als „vom Fach“ verstand und mir erklärte, wie eine solche Diagnose zustande komme. Es gebe eine Liste mit Merkmalen, sagte er. Ich weiß nicht mehr, wie viele es waren. Sagen wir vierundzwanzig. Eine bestimmte Anzahl davon müsse erfüllt sein. Sagen wir acht. Dann könne von einem Asperger-Syndrom gesprochen werden.

So erklärte er es jedenfalls.

Mich irritierte diese Vorstellung. Sie klang ein wenig wie eine Klassenarbeit: Sieben Punkte reichen nicht, acht Punkte reichen. Auf der einen Seite ist das natürlich Unsinn. Eine Diagnose wird nicht einfach mit Strichen auf einer Liste errechnet. Auf der anderen Seite müssen Diagnosen irgendwo eine Grenze ziehen. Sonst könnten sie nicht ausgesprochen werden. Niemand bekäme einen Inklusionshelfer, keinen Nachteilsausgleich und keine gezielte Unterstützung, wenn eine Institution immer nur antwortete: Das kann man so genau nicht sagen.

Während der Inklusionshelfer mir die Merkmale erläuterte, erkannte ich einige davon bei mir selbst wieder. Ich kam nicht auf acht. Nicht einmal annähernd. Aber manches war mir durchaus vertraut: die Mühe mit ungenauen Aussagen, das Unbehagen, wenn in einer Diskussion Fakten großzügig behandelt wurden, die Neigung, sich an Einzelheiten festzuhalten, die anderen offenbar gleichgültig waren.

Einzelheiten des Gesprächs vergaß ich schnell. Geblieben ist mir der Begriff „Teilzeit-Autist“. Er schien mir gut zu passen.

Markus und Barbara im Kollegium galten ebenfalls als ein wenig seltsam. Nicht bedrohlich. Nicht unsozial. Nur manchmal unangenehm genau. Beide mussten über den Begriff schmunzeln. Einmal wurde in einer Konferenz wieder sehr großzügig mit Tatsachen umgegangen. Ausgerechnet wir drei saßen da und quälten uns mit dieser Großzügigkeit. Schließlich sagte ich:

„Wir Teilzeit-Autisten müssen zusammenhalten.“

Das tat uns dreien gut.

Natürlich war das keine Diagnose. Es war eine selbstironische Verständigung. Wir hatten für einen Augenblick eine Sprache gefunden, in der das, was sonst als Schrulle erschien, zu einer Form von Gemeinsamkeit wurde. Der Satz grenzte uns nicht aus. Er stellte uns auch nicht auf einen Sockel. Er gab einer Situation eine Gestalt.

In den neunziger und den ersten Jahren des neuen Jahrtausends kamen gehäuft Kinder mit der Diagnose Hochbegabung zu uns. Jedenfalls erschien es mir so. Wenn mir Eltern davon erzählten, sagte ich meistens:

„Interessiert mich nicht.“

Das klang härter, als es gemeint war. Natürlich interessierte mich das Kind. Mich interessierte nur das Etikett nicht besonders. Zumindest in meinem Mathematikunterricht war in jedem Thema Platz, eine besondere Begabung zu zeigen. Für jedes Kind. Eines erkannte schnell Strukturen. Ein anderes konnte ungewöhnlich ausdauernd rechnen. Ein drittes fand einen Weg, auf den niemand sonst gekommen war. Wieder ein anderes stellte eine Frage, die das ganze Thema öffnete.

Ich versuchte ohnehin, jedes Kind so zu nehmen, wie es sich gab. Ich konnte gar nicht anders. Verhaltensauffälligkeiten versuchte ich zu verstehen. Wenn ich überfordert war, suchte ich mit den Erziehungsberechtigten oder der Beratungsstelle nach einer Veränderung der Situation. Oft stellte sich dabei heraus, dass ein Kind eine besondere Begabung besaß. Es unterschied sich von anderen begabten Kindern vor allem dadurch, dass irgendwann jemand auf die Idee gekommen war, eine Diagnose zu stellen.

Eine umfassende Hochbegabung, die das ganze Kind wie ein helles Licht durchstrahlte, habe ich selten gesehen. Vielleicht überhaupt nicht. Bis vor Kurzem. Da begegnete mir ein neunjähriger Junge, der mich mathematisch abhängt. Nicht in allem. Aber in seiner Welt komme ich nicht mit.

Auch das gibt es. Es wäre ebenso falsch, alle Unterschiede in freundlicher Unschärfe aufzulösen. Manchmal ist ein Mensch in einem Bereich so außergewöhnlich begabt, dass die anderen nur staunend am Rand stehen können. Aber selbst dann ist die Begabung nicht der ganze Mensch. Sie ist eine seiner Möglichkeiten. Vielleicht eine überwältigende. Doch auch der hochbegabte Junge ist müde, beleidigt, albern, verletzlich, ungerecht oder ratlos. Auch er muss nicht fortwährend hochbegabt sein.

Ein existenziell schwierigeres Diagnosefeld ist für mich die Demenz.

Bei einer diagnostizierten Demenz gibt es größere oder kleinere Zeitfenster, in denen die betroffene Person klar, wach, erinnerungs- und beziehungsfähig ist. Schon das Wort „Zeitfenster“ ist vermutlich eine Beschreibung von außen. Von innen ist Zeit für einen Menschen mit Demenz möglicherweise etwas ganz anderes. Vergangenes kann plötzlich näher sein als das eben Geschehene. Eine verstorbene Person kann im nächsten Zimmer vermutet werden, während der Mensch, der gerade die Hand hält, für einen Augenblick fremd geworden ist.

Dann gibt es wieder einen hellen Moment. Ein vertrauter Blick. Einen genauen Satz. Eine Erinnerung, mit der niemand mehr gerechnet hat. Was bedeutet in einem solchen Leben die scharfe Aussage: Dieser Mensch ist dement?

Sie ist notwendig. Ohne Diagnose gibt es keine Anerkennung, keine Hilfe, keinen Pflegegrad, keinen Schwerbehindertenausweis, keine rechtlich abgesicherte Unterstützung. Institutionen müssen entscheiden. Sie können nicht in jedem Formular ein Feld vorsehen, auf dem steht: heute eher ja, gestern weniger, am Vormittag vielleicht, unter vertrauten Bedingungen anders als in einer fremden Umgebung.

Das Leben ist unscharf. Das Formular braucht ein Kreuz.

An dieser Stelle kommt mir Lotfi Zadeh in den Sinn. Sein Gedanke der Unschärfe hat mich immer fasziniert. Zwischen null und eins liegt mehr als ein unentschiedenes Vielleicht. Etwas kann zu einem geringen Grad, zu einem größeren Grad oder beinahe vollständig zutreffen. Die Welt besteht nicht nur aus Ja und Nein. Sie besteht aus Übergängen.

Ich will einer Demenz keinen Zahlenwert geben. Ein Wert von 0,15 oder 0,4 wäre kein medizinischer Befund, sondern nur ein Denkbild. Aber das Bild hilft mir. Vielleicht leben sehr viel mehr ältere Menschen mit ersten demenziellen Veränderungen, als eine scharfe Diagnose erfasst. Die Unschärfe bleibt lange unterhalb der Schwelle, an der ein Solidarsystem tätig wird. Für den Oberschenkelhalsbruch kann dennoch ein einziger Augenblick genügen.

Ein Moment der Erstarrung. Eine plötzliche innere Orientierungslosigkeit. Die Treppe ist dieselbe wie seit dreißig Jahren, aber für wenige Sekunden ist sie kein vertrauter Weg mehr. Der Fuß setzt falsch auf. Der Mensch stürzt.

Später wird vielleicht gesagt: Eigentlich war sie doch noch ganz klar.

Ja. Eigentlich.

Unsere Begriffe geraten an Grenzen, weil sie den Zustand eines Menschen beschreiben sollen, während dieser Mensch lebt, sich verändert und in jeder Beziehung anders erscheint. Unsere Diagnostik gerät an Grenzen, weil sie Übergänge in Entscheidungen übersetzen muss. Unsere Solidarsysteme geraten an Grenzen, weil sie Hilfe nicht nach jedem flüchtigen Augenblick verteilen können und doch häufig erst dann helfen, wenn das unscharfe Leiden scharf genug geworden ist.

Aber nicht nur Diagnosen versuchen, einen Menschen in einem Satz festzuhalten. Auch die Liebe tut es.

„Du bist einzigartig!“

Es ist ein liebevoller Satz. Er stammt aus der positiven Sprache. In liebevollen Beziehungen häufen sich mitunter solche Sätze. Ich stelle sie in mein inneres Regal. Diejenigen, die mir im Augenblick der Erfahrung am tiefsten gegangen sind, kommen nach oben. Die vielen kleinen, freundlichen, beinahe alltäglichen Sätze stehen weiter unten. Auch sie sind wichtig. Nicht jedes Geschenk muss kostbar aussehen, um kostbar zu sein.

Manche Sätze kommen allerdings nicht ins Regal: „Wird schon wieder!“ - „Du schaffst das schon.“ - „Du bist ja viel besser als ich.“

Komplimente, in denen sich der Sprecher selbst abwertet, um mich aufzuwerten, stelle ich nicht hinein. Oft erwarten sie schon im nächsten Augenblick eine Korrektur: Aber nein, so gut bin ich doch gar nicht. Du kannst das mindestens ebenso gut. Das vermeintliche Geschenk enthält eine kleine Rechnung.

Auch Aufmunterungen, die mich nur trösten, finden keinen Platz. Wenn hinter einem Satz keine konkrete Situation und keine verlässliche Beziehung aufscheint, bleibt er häufig leer. „Du schaffst das schon“ kann Zutrauen bedeuten. Es kann aber auch heißen: Kümmere dich selbst darum. Ich bin dann mal weg.

Die guten Sätze im Regal müssen abgestaubt werden. Ich muss mich an sie erinnern, sie manchmal herausnehmen und neu betrachten. Sonst werden sie unansehnlich in der Welt meiner Selbstanschauung. Selbst schöne Worte können dort verstauben. Vielleicht werden sie sogar unhygienisch, wenn ich sie nur sammle und nie mehr in Gebrauch nehme.

Ich muss mit ihnen umgehen. Ich muss versuchen, eigene Sätze zu formulieren. Ach, wie schwer ist das immer wieder.

Nicht mich unterordnen, um den anderen aufzuwerten. Nicht mich selbst groß machen, um großzügig wirken zu können. Sondern auf Augenhöhe freundlich und aufmerksam sein. Wahrnehmen, was ihr oder ihm wichtig ist – nicht nur, was mir an ihr oder ihm gefällt.

Keinen flotten Spruch bringen und sich auf dem Absatz umdrehen.

Stehen bleiben.

Manchmal muss ich gar nichts sagen. Ich kann eine Hand nehmen oder meine Hand ausstrecken. Vielleicht genügt ein kurzes High Five. Auch Gesten passen in dieses Regal. Vielleicht sind sie dort sogar besser aufgehoben als manche Sätze.

„Du bist einzigartig“ geht allerdings über ein gewöhnliches Kompliment hinaus. Der Satz rührt an eine Weltdeutung. Er spricht nicht nur über eine Handlung oder einen Augenblick. Er spricht über den ganzen Menschen. Und weil er Einzigartigkeit behauptet, hat er immer auch alle anderen im Blick.

Der Satz kann aufrichten. Er kann sagen: Du bist nicht austauschbar. Ich sehe dich. Du gehst für mich nicht in der Menge unter.

Er kann aber auch festlegen. Er kann auf einen Sockel stellen. Er kann abheben lassen und dadurch den Boden entziehen. Er kann eine Beziehung exklusiv machen.

In einer einzigartigen Beziehung mag das stimmen. Für ein Kind können die Eltern, für Liebende der geliebte Mensch, für Freunde in einem bestimmten Augenblick tatsächlich unersetzlich sein. Aber außerhalb einer solchen Beziehung kann der Satz auf Dauer auch einsam machen. Muss nicht. Kann.

Vor allem dann, wenn er an keine konkrete Erfahrung und an kein begrenztes Projekt gebunden ist. Jede ausgesprochene Grenze entlastet den Satz.

„In der Beziehung macht dir keiner etwas vor.“

„Wie schön, dass du das damals angefangen hast.“

„Du warst in dieser Situation ein Geschenk.“

Solche Sätze sagen weniger über das Wesen eines Menschen. Vielleicht sagen sie gerade deshalb mehr über seine Bedeutung. Sie halten nicht den ganzen Menschen fest. Sie benennen eine Spur, die er in der Welt hinterlassen hat.

Vielleicht ist das die Verbindung zwischen einer Diagnose und einem Kompliment. Beide kommen aus sehr verschiedenen Richtungen. Die Diagnose soll erkennen und Hilfe ermöglichen. Das Kompliment soll wahrnehmen und aufrichten. Doch beide können aus einer Erfahrung eine Wesensaussage machen.

Du bist autistisch. Du bist hochbegabt. Du bist dement. Du bist einzigartig.

Manchmal brauchen wir solche scharfen Sätze. Ohne sie könnten wir einander nicht verständigen, keine Hilfe organisieren und vielleicht auch unsere Zuneigung nicht ausdrücken. Aber wir sollten wissen, was wir tun. Der Mensch, über den wir sprechen, bleibt beweglicher als unser Satz. Er kann sich zeigen, entziehen, überraschen und verändern. Er ist mehr als seine Diagnose. Und er ist auch mehr als unser schönstes Bild von ihm.

Das nächste Mal, wenn ich nach einem von Herzen kommenden Kompliment suche, will ich an diese kleine Warnung denken:

Gib deiner Zuneigung eine Gestalt, entgrenze sie nicht.

Und gib deiner Diagnose eine Grenze, damit der Mensch in ihr nicht verschwindet.